



von Walter Quix

Während des ersten Weltkrieges lagen mehrere Kompanien des Res. Inf. Regts. Nr. 57 in Friedrichsfeld und Dinslaken. Aus vor Jahrzehnten erschienenen „Kriegserinnerungen“ wurde folgendes Kapitel ausgewählt:

In Friedrichsfeld bezogen wir Baracke Nr. 2; sie war der elften Kompanie zugeteilt worden. Wie eine Räuberhöhle sah sie aus, da die vorigen Bewohner plötzlich an die Westfront geschickt wurden. August Pipert aus Borbeck hat das Bett oben, ich das unten beschlagnahmt; Heini Salms aus Speldorf lag gegenüber mit einem Duisburger. Nach dem Abendessen vertrieb sich jeder die Zeit mit Skatkloppen, Schachspiel, Lesen, Schreiben, Erzählen und Nähen. Schon ist es neun Uhr. Da erscheint plötzlich der Unteroffizier vom Dienst und jagt uns in die Betten. Die erste Nacht beim Militär. Im Bette liegend schwärmt mir Heini von seiner Änne vor; sie ist das tüchtigste und schönste Mädel auf der Welt; keine kann so gut kochen, nähen, flicken, häkeln und stricken wie sie. Ich höre gemütlich zu, aber nach fünf Minuten wird sein Redefluß zu einem langsam versiegenden Gemurmel, das von einem festen Schnarchen abgelöst wird.

Mitten in der Nacht gibt es großes Geschrei und einen fürchterlichen Tumult, als ob eine Schar von draußen hereinstürmte und unsere Betten erobern wollte. Jemand knippt das elektrische Licht an. Es ist der Unteroffizier vom Dienst. Wütend schreit er in den Saal: „Wer draußen war, sofort aufstehen und melden!“ Nun wird mir alles klar: einige Rekruten haben draußen Mondscheinspaziergänge veranstaltet und sind nun in ihre Betten geflüchtet. Der Un-

teroffizier geht die Bettreihen entlang, vermag aber niemand zu erwischen, weil ihm ein vielstimmiges Schnarchen entgegenschallt. Er gerät noch mehr in Wut, aber weil sich keiner regt, zieht er nach einer Viertelstunde wieder ab.

Morgens Kleiderempfang. Der Feldwebel fragt eindringlich, wer draußen gewesen sei. Keiner meldet sich, Er bittet, er beschwört uns, es sei besser, wenn wir uns melden würden, sonst müsse die ganze Kompanie strafexerzieren. Die guten müßten dann mit den Schlechten leiden. Es ist die erste Regung der Kameradschaft: die Guten wollen mit den Schlechten leiden und die Schlechten mit den Guten! Alles ist stumm; keiner weiß etwas von den Ereignissen der Nacht. Armer Feldwebel, deine Forschungen sind aussichtslos. Er sieht das ein und kapituliert. —

Sonntag! der erste beim Militär. Wir sind eingekleidet worden. Morgens Gottesdienste, nachmittags Ausgang. Zur Stadt? In Friedrichsfeld ist nichts los. Heini, August und ich schließen uns Unteroffizier Müller an, der uns nach Wesel zum Denkmal der Schillschen Offiziere bringt. Dann besichtigen wir die alten Festungswerke und schauen vom Glacis auf die Wallgräben und Kasematten. Müller erklärt uns die Befestigungsanlagen. Die Zeit vergeht schnell und wir setzen uns wieder nach Friedrichsfeld in Marsch. —

Am andern Morgen beim Wecken großer Krach; irgendeiner hat Heini Wasser in die Stiefel gegossen; als er sie anzieht, spritzt er sich pudelnaß. „Diese verflixte Blase,“ wettet er.

Gegen acht Uhr rücken wir auf den Friedrichsfelder Exerzierplatz, wo wir uns stundenlang tummeln. Überall auf dem weiten Feld übt man in Gruppen. Kniebeugen sollen wir üben. Sobald der Unteroffizier weggeht, ruht Heini sich aus. Dabei fixiert er scharf den Unteroffizier, der ab und zu in einem Notizbuch blättert und eine andere Gruppe beobachtet. Sobald sich der Unteroffizier uns zuwendet übt Heini als einer der fleißigsten. Heini wird denn auch dafür gelobt und als Vorbild eines gut exerzierenden Soldaten hingestellt. Wir andern grinsen.

Es war der zweite Sonntag vorbei. Punkt neun Uhr durchschreitet der diensttuende Unteroffizier die Baracke. Alles schnarcht. Kaum ist er verschwunden, da regt sich hier und dort einer. Im Flüsterton unterhalten sie sich über die sonntäglichen Erlebnisse.

Heini beugt sich weit zu mir herüber: „Du, ich hatte doch heute zwei Kousinen bei mir.“

„Was ist damit?“ frage ich.

„Vielleicht hast du die Schwarze gesehen? Das war meine Kousine Anne, die hat sich in August verliebt.“

„Mensch, mach keinen Kohl!“ ruft August von oben aus seinem Bett und streckt seinen Kopf über den Bettrand vor.

„Mir hat sie es aber gesagt, als sie mir am Bahnhof die Hand zum Abschied gab,“ beteuert Heini, „und August sagte mir auch, daß er sie gut leiden möge. Er will es nur nicht wissen, und sie auch nicht.“

„Kohlbruder!“ ruft August wieder von oben.

„Wollt ihr wohl die Schnauze halten!“ brüllt plötzlich der Unteroffizier, der an der Türe gehorcht hatte.

Im Nu herrscht Totenstille. Bald schlafen sie alle und träumen vom schönen Sonntag-nachmittag. Noch lange liege ich wach. Irgendwo in einer Ecke rumort es. Papier raschelt. Vielleicht eine Maus, die ein Paket durchschnüffelt. Blanker Mondschein fällt durchs Fenster. Von fernher schrillt das

Pfeifen einer Lokomotive durch die Nacht. Dann wieder totenstill, nur die regelmäßigen Atemzüge der anderen sind zu hören. Die Augen fallen mir zu. — — —

Wir sollen vereidigt werden. Es ist ein Sonntag. Morgens treten wir zum Kirchgang an. Danach geht es „ohne Tritt: Marsch!“ zu einer Baracke. Der Hauptmann hält eine Ansprache, liest uns die Kriegsartikel vor und weist auf die Bedeutung des Tages und des Fahneneides hin.

Drei Rekruten müssen vortreten. Da die Fahne draußen an der Front ist, zieht unser Hauptmann den Degen. Die drei legen für uns den Finger darauf. Unteroffiziere sind zwischen uns verteilt, damit sich keiner drücken kann und jeder mitspricht.

Ein kurzes Kommando: „Stillgestanden!“ Es schallt im Sprechchor: „Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden einen leiblichen Eid, daß ich Seiner Majestät dem König von Preußen, Wilhelm dem Zweiten, meinem allergnädigsten Landesherren, in allen Vorfällen, zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten und an welchen Orten es immer sei, treu und redlich dienen, Allerhöchst dero Nutzen und Bestes fördern, Schaden und Nachteil aber abwenden, die mir vorgelesenen Kriegsartikel und die mir erteilten Vorschriften und Befehle genau befolgen und mich so betragen will, wie es einem rechtschaffenen, unverzagten, pflicht- und ehrliebenden Soldaten eignet und gebührt. So wahr mir Gott helfe durch Jesum Christum und sein heiliges Evangelium.“

Den ganzen Sonntag hatten wir frei; außerdem gab es ein feudales Mittagessen: Ochsenchwanzsuppe, Kartoffelpüree mit Schweinskotelette und zum Nachtschiff Pudding. Sonderzulage: ein halbes Kochgeschirr voll Bier; nachmittags zur Vesper Kaffee und ein halbes Pfund Blutwurst. Ha! das war ein Menü! — Einige sangen das alte Landsknechtslied: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage bei der aller schönsten Saufkompanie.“ Es war ja nichts zu befürchten, weil die Unteroffiziere irgendwo außerhalb der Baracken feierten.

Fast schien es so, als ob es ein Abschiedessen für Friedrichsfeld gewesen sei, denn am anderen Morgen wurde uns beim Appell mitgeteilt, wir sollten alles für den Auszug packen, da die Kompanie wahrscheinlich ins Fort Blücher nach Wesel verlegt würde.

Mittags gibt es Erbensuppe mit Eisbein. Alles ist feldmarschmäßig bereit. Wir ruhen uns noch aus. Plötzlich werden wir von den hereinströmenden Unteroffizieren aufgescheucht: „Heraustreten!“ Hinaus geht es. Auf Nimmerwiedersehen, Baracke Nr. 2 in Friedrichsfeld!

Der Marschtritt klirrt durch das Tor. Die zweite Kompanie hat sich angeschlossen; sie wird ebenfalls verlegt. Auf der Landstraße: Ohne Tritt, marsch! Nach einer Viertelstunde ruft August vor Übermut: „Was für'ne trauerklötige Gesellschaft. Also los: Wenn wir marschieren!“

Einige beginnen zaghaft, dann fassen alle Tritt. Einhundertzwanzig Soldatenkehlen schmettern in den sonnenbeschiedenen Tag hinein:

„Wenn wir marschieren, dann geht's zum deutschen Tor hinaus, schwarzbraunes Mädél, du bleibst zu Haus. Darum du, mein Madel, wink, wink, wink, unter einer grünen Lia. . . Lia. . . Lind sitzt ein kleiner Vogel, der da singt: Wink du, mein Madel, wink. . .“

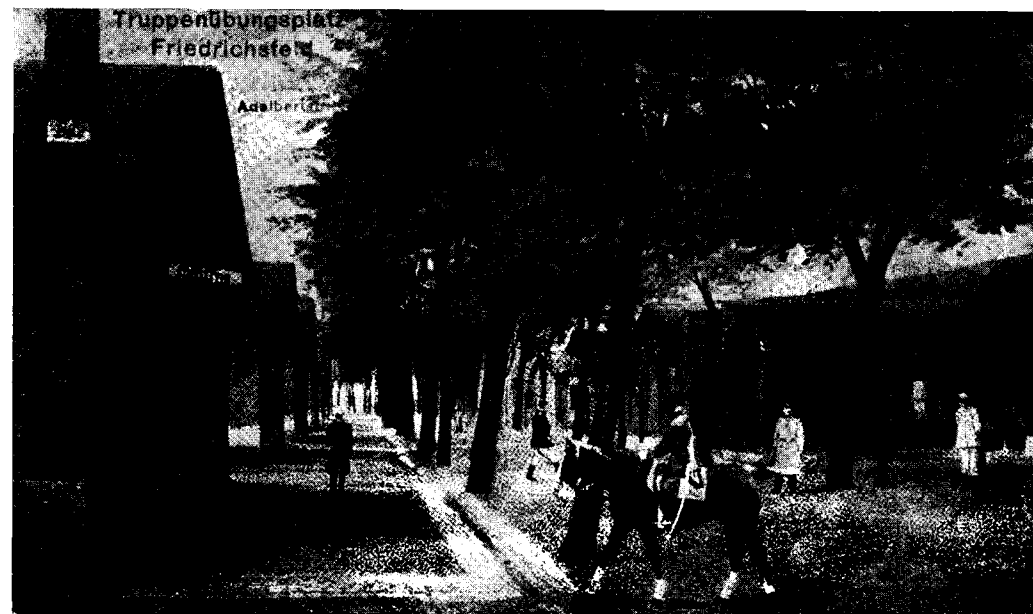
Frohgelaunt rücken wir in die nieder-rheinische Ebene.

Als wir in Voerde sind, ahnen wir Dinslaken als Ziel. Kurz vor Dinslaken-Bruch

wird eine Marschpause eingelegt. Nach einigen Minuten geht es mit Gesang weiter. Bald sind wir vor der Stadt und marschieren mit strammem Marschtritt und Gesang hinein. Auf den Straßen sammelt sich eine Menschenmenge, die Fenster werden geöffnet und neugierige Augen lugen hinaus. Einquartierung! Dinslaken wird Garnisonstadt! Ein Bataillon des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 57 sollte in Dinslaken seinen Standort erhalten.

Am Rathaus geht es vorbei. Die zweite Kompanie schwenkt zum Neutor ab. Wir marschieren zum „Franziskaner“, wo der große Saal unser Quartier werden soll. Die „Kompaniemutter“ legt ihre Schreibstube gegenüber nach Holtbrügge. Abends wird beim Appell bekannt gemacht, daß unser Hauptmann zu seinem Regiment im Westen versetzt worden sei; an seiner Stelle übernahm Offizierstellvertreter Zeug die Führung der Kompanie. Irgendeiner will wissen, daß er Polizeikommissar in Hiesfeld gewesen sei; andere behaupten, er stamme aus Hünxe.

Am anderen Morgen stellt er sich der Kompanie vor, deren Führung er „auf allerhöchsten Befehl“ übernommen habe. Nach der Instruktionsstunde rücken wir zum Exerzieren aus. Durch die Stadt geht es, über die Hünxer Straße, dann passieren



Blick ins alte Truppenlager Friedrichsfeld

wir die Barrieren der Eisenbahn und wenden uns dem Städtischen Viehhof zu, der noch im Rohbau daliegt. Die Gruppen der Kompanie werden auf die Hallen verteilt. Kompanieführer Zeug inspiziert uns.

Unteroffizier Müller ist mißmutig. Er hat auf der Schreibstube erfahren, daß er und zwei andere Unteroffiziere in den nächsten Tagen zum Regiment an der Westfront in Marsch gesetzt werden sollen.

Als er eine Ruhepause befiehlt, seufzt er, sieht uns alle an und sagt halblaut vor sich hin: „Wenn bloß Schluß wäre.“

August stößt mich in die Rippen und flüstert: „Du, der hat schon die Nase voll.“

Unteroffizier Müller bemerkt es: „Denkt es euch nur nicht so einfach an der Front“ betont er. „Davon könnt ihr euch keine Vorstellung machen. Es ist leichter vom Heldentod zu reden, als ihn zu sterben. Die mutigsten Leute sind jene, die nicht zur Front brauchen, die Reklamierten, die Unabkömmlichen. Seid froh, wenn ihr noch lange hier bleibt. Ich weiß, daß ich nicht wiederkomme.“

Knust hat Mitleid. „Herr Unteroffizier“ sagt er mit einem teilnahmevollen Zittern in der Stimme, „vielleicht ist es gar nicht so schlimm. Man kann doch nicht wissen, ob man fällt. Die meisten Frontsoldaten kommen wieder, sonst könnte man ja keinen Krieg gewinnen. In keinem Kriege sind die Soldaten bis zum letzten Mann getötet worden.“

Wir sind auf Müllers Antwort gespannt. Einige Augenblicke überlegt er.

„Weiterüben!“ befiehlt er plötzlich, wobei er sich einen energischen Ruck gibt. Die Hände auf dem Rücken geht er mit kurzen Schritten auf und ab, ohne uns zu beachten.

Währenddessen wird allerlei Allotria getrieben. Hannes Poeth übt Beinschwingen und trifft aus „Versehen“ manchmal seine Nebenleute, die ihm diesen „Irrtum“ mit Püf-fen heimzahlen.

Die zwei Stunden sind schnell herum. Mit Gesang geht es wieder in die Quartiere.

Abends nach sechs Uhr haben wir frei. August, Heini und ich bummeln durch Dinslaken und landen schließlich im „Dinslakener Hof“. Hier treffen wir etwa zwan-

zig Mann unserer Kompanie, die sich im hinteren Stübchen hinter großen Biergläsern verschanzt haben.

Ein fürchterlicher Disput ist über irgendeine Frage entbrannt. Mit Gejohle empfangt man uns. Die Auseinandersetzung geht weiter. Einige kloppen Skat.

August beginnt zu singen: „Hier sind wir versammelt zu löblichem Tun. . .“

Streit und Skat sind vergessen, der Chorus fällt brüllend ein, daß die Wände wackeln.

Vorne im Stammlokal sitzen einige alte Dinslakener, die erstaunt die Köpfe über die lustige Soldatenjugend schütteln, denn soeben erklingt die zweite Strophe.

Was bringt doch die Soldateska ein unruhiges Leben in diesen beschaulichen Ort, in dieses ländlich-sittlich-fromme Dinslaken. Wie ein Hornissenschwarm scheuchen diese tollen Muskoten die alten Dinslakener an den Stammtischen aus ihrer gewohnten Behaglichkeit. Bisher war hier vom Krieg kaum etwas zu spüren gewesen und nun. . . ?

Drüben im Stübchen johlen und singen sie weiter: „Unser Hauptmann, der ist gut, jupheidi, jupheida. . .“ Im Geiste sehen wir unseren Kompanieführer Zeug aus Hiesfeld mit seinem großen roten Schnurrbart mißbilligend auf uns niederschauen; aber das tut dem Übermut keinen Abbruch, denn „Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps“.

Es hat was auf sich, die Einquartierung in Dinslaken, denken die alten Eingeborenen, man muß schon was hinnehmen von dem jungen Volk.

Sind gar nicht klein zu kriegen, wenn sie außer Dienst sind. Da singen sie schon wieder und trampeln sogar mit den schweren Stiefeln den Marschtakt dazu, daß die alten Dinslakener an ihrem Stammtisch schon die Kanonen schießen hören: „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, öffnen die Mädchen die Fenster und die Türen. Ei, nur wegen dem Tschingdarassa bumm-darassassa. . .“

Aber die alten Dinslakener haben es selbst in ihrer Rekrutenzeit gesungen, da sie noch jung und schön waren. —

Später wurde die ganze Kompanie eine Woche lang in den Saal des „Franziskaner“ eingesperrt. Drei Mann sollten an Typhus erkrankt sein. Am Sonntag kamen Mütter, Freunde und Freundinnen sowie Bräute zu Besuch und mußten, ohne ihren Musketier gesehen zu haben, mit bitteren Mienen umkehren. Nur Heini war raffiniert gewesen; er hatte den Posten informiert, der seine Änne über den Hof schickte, so daß er sie vom Fenster des WC aus sprechen konnte. Am nächsten Samstag wird die Sperre aufgehoben; es hatte sich herausgestellt, daß die drei Kranken keine ansteckende Krankheit hatten. Am gleichen Tage wird bekanntgemacht, daß Offizierstellvertreter Zeug zum Feldwebelleutnant befördert worden sei. —

Es war uns bekannt, warum wir nach Dinslaken verlegt worden waren: wir sollten das Industriegebiet im Norden schützen, denn der deutsche Generalstab hatte Nachrichten erhalten, daß die Engländer beabsichtigten, durch Holland ins Ruhrgebiet vorzustoßen. Monate gingen darüber hin. Der Plan war sicherlich ad acta gelegt worden, und so rechneten auch wir mit einem baldigen Ruf an die Front. Jeden Tag marschierten wir über Hiesfeld zur Hünxer Heide, warfen Gräben aus, legten Sturmstellungen an und übten Gefechtstaktik. Auch Gewaltmärsche mit vollem Gepäck wurden eingelegt zum Holtener Flugplatz und zurück oder zum Fort Blücher in Wesel, zum Schießstand in Friedrichsfeld, auch bis weit hinter Wesel nach einem kleinen Dorf und zurück. —

Eines Tages gab es noch einen Heiden-spaß: Ein ganz Schlauer in der Kompanie wurde wegen seiner hervorragenden Dummheit zur Kammer abkommandiert. Feldmarschmäßig sollte er sich mit allen Sachen beim Feldwebel melden. Wie Till Eulenspiegel befolgte er den Befehl buch-

stäblich und zwängte sich mit einem Strohsack in die Schreibstube hinein, wobei zwei Muskoten seiner Gruppe ihm halfen, den Strohsack in die geheiligten Hallen des „Etatmäßigen“ zu schleudern, worauf sie schleunigst ausrissen. Wir standen am „Franziskaner“ und hielten uns die Bäuche vor Lachen, als der Schlauberger mitsamt Strohsack auf die Straße flog und ein großes Gebrüll anstimmte.

Der Dienst wurde immer strenger. Eines nachmittags lief ich zum Bäcker, um ein Brot zu kaufen, da ich mit der Verpflegung nicht auskam. Es reichte überhaupt bei allen nicht; um satt zu werden verpflegten wir uns noch privat. Im Bäckerladen wurde ich gefragt: „Haben Sie eine Brotkarte?“ Ich glaubte nicht richtig gehört zu haben. Noch einmal wurde die Frage an mich gerichtet; ich verneinte. So machte ich mit der „Brotkarte“ Bekanntschaft. —

Es wurde immer stiller. Fast alle alten Unteroffiziere waren bereits an der Front. Ein Teil der Kompanie rückte ebenfalls zur Westfront nach La Bassee.

Eines nachmittags schlug auch für uns die Abschiedsstunde. Abends saßen wir mit einundzwanzig Mann zum letzten Male im „Dinslakener Hof“ und feierten Abschied. Bis elf Uhr abends hatten wir Urlaub. Es ging hoch her. Noch einmal stießen wir die Gläser an. Jemand richtete die große Frage in den Raum: „Wer mag wohl wiederkommen?“ Still war es geworden, so still wie in einer Kirche. Schwere Stunde! Wer sie nicht erlebt hat, kann sie nicht erfahren.

Abschied vielleicht für immer von all den lieben guten Menschen, von der Jugendzeit, von den Wäldern, den Ebenen, den Flüssen. . . von der Heimat! Vielleicht für immer! —

